

Aus der Drogenhöhle gerettet

*«Mit mir ging es deutlich bergab.
Ich konnte nicht mehr arbeiten,
brauchte aber dringend Geld,
um mir den «Stoff»
zu besorgen...»*



Aus der Drogenhöhle gerettet



Jeanette Eschbach-Schneider erzählt ihre Geschichte

Mein Geburtstag fiel auf den 23. Juni 1958. Ich wuchs mit drei Geschwistern auf, kann mich aber an meine frühe Kindheit nur sehr schlecht erinnern. Zum Wenigen, das in meinem Gedächtnis haften blieb, gehört, dass ich immer ein fröhliches Kind war. Dann bestand auch ein ausgeprägtes Gefühl von Geborgenheit, welches ich im Kreise der Familie empfand. Gerade dies vermisse ich heute ganz besonders. Zu meinen grössten Kinderfreuden gehörten die Ausflüge, die wir alle zusammen unternahmen. Das gute Verhältnis, das uns untereinander verband, verlieh

meinem kindlichen Gemüt eine gewisse Lebensgrundlage. Doch mit der Zeit musste ich bemerken, dass meine Eltern je länger desto weniger gut miteinander auskamen. Den Ärger und den Zorn, die sich im Herzen meiner Mutter aufstauten, liess sie dann meistens mit dem Teppichklopfer an uns Kindern aus. Die Zeiten begannen sich zu ändern.

Satan streckt seine Hand nach mir aus

Als ich vierzehn Jahre alt war, durfte ich Landdienst verrichten. Es ging ins Appenzellerland. Bei der Familie, der ich zugeteilt wurde, gefiel es mir sehr gut. An einem Sonntag gingen wir zum Essen in ein Restaurant. Offenbar fanden die Wirtsleute Gefallen an mir. Sie fragten mich, ob ich Lust hätte, nach Schulabschluss bei ihnen zu arbeiten. Natürlich musste ich dies zuerst mit meinen Eltern besprechen. Voller Hoffnung kehrte ich nach dem Landdienst nach Hause zurück und unterbreitete ihnen meine Pläne. Zuerst stiess ich auf taube Ohren. Sie fanden, dass ich besser daran täte, eine Lehre anzutreten und damit eine solide Lebensgrundlage zu legen. Doch an so was mochte ich überhaupt nicht denken. Ich wollte mein grosses Geld verdienen. So liess ich den Eltern keine Ruhe und lag ihnen mit meinem Anliegen ständig in den Ohren. Schliesslich gaben sie nach. Wir kamen überein, dass ich es in jenem Restaurant vorerst einmal während eines Jahres versuchen sollte. Ich war nun fünfzehn Jahre alt, als meine Eltern mich wieder ins Appenzellische brachten. Schnell arbeitete ich mich ein. Ich war das Mädchen für alles. Die Arbeit sagte mir zu. Doch noch mehr gefiel mir, dass ich sehr frei war. Dies wollte ich auch recht ausnützen. Ich wollte das Leben und vor allem Leute (lies: Männer!) kennenlernen. So verbrachte ich Abend für Abend in den Discos und ähnlichen Vergnügungstätten. Schliesslich geschah, was geschehen musste: Ich lernte



einen Mann kennen. Er gefiel mir sehr, doch war ich zu schüchtern, um ihn anzusprechen. Ich musste einige Male hingehen, bis ich endlich allen Mut zusammennahm und ihn ansprach. Er war sehr lieb zu mir. Seine Höflichkeiten und Galanterien schmeichelten mir. Naiv, wie ich zu jenem Zeitpunkt noch war, merkte ich nicht, dass er auf nichts anderes ausging, als mit mir ins Bett zu gehen. Schliesslich passierte «es» dann auch zum erstenmal in seinem Auto. Neben meiner Arbeit verbrachte ich die Zeit dort oben ausschliesslich mit Alkoholgelagen und Männern.

Mit der Zeit aber fand ich keinen so grossen Gefallen mehr an dieser Art von Leben. So war ich recht froh, als das

Jahr zu Ende ging und meine Eltern mich wieder heimholten. Ich war glücklich, wieder zu Hause zu sein.

Wieder daheim

Natürlich musste ich arbeiten. Meine Eltern fanden für mich eine Stelle als Buffettochter. Doch wurde es zu Hause je länger desto ungemütlicher. Es wollte mir dort immer weniger gefallen. Zuerst einmal verheiratete sich mein ältester Bruder und zog aus. Dann begannen sich die Zwistigkeiten zwischen meinen Eltern zu häufen. Schliesslich verging kein Tag ohne lautstarke Auseinandersetzungen. Eines Tages hielt ich es nicht mehr aus. Ich hatte die Nase voll, packte und ging. Aber wohin? Ich war glücklich, bei meinem Bruder Aufnahme zu finden. Bald nach meinem Weggang von zu Hause liessen Vater und Mutter sich scheiden. Damals war ich darüber eigentlich recht froh.

Erste Kontakte mit der Droge

Im Heim meines Bruders kam ich zum erstenmal in Kontakt mit Heroin. Hasch hatte ich schon vorher gekannt. Nach diesem ersten Kontakt mit dem Heroin, sah ich mich auch schon davon abhängig, auch wenn ich dies körperlich noch nicht wahrnahm. Zuerst begnügte ich mich damit, einfach zu «sniffen». Trotzdem wurde das Gift langsam aber sicher zu meinem Lebensinhalt. Eines Tages besuchte uns die Schwägerin meines Bruders. Sie brachte «Speed» mit sich. Ich war sofort neugierig auf diese Droge. Vier Tage lang nährte ich mich davon. Halluzinationen stellten sich ein. Ich sah jeden Menschen, dem ich begegnete, als eine grässliche Fratze! Ich hielt es fast nicht mehr aus und wünschte

sehnlichst, dass die Auswirkungen dieser Droge endlich abklingen würden. Das Schlimme an dieser Droge lag aber gerade darin, dass die Nachwirkungen nur durch einen tiefen Schlaf abklangen, während sie zugleich den Schlaf raubte. Ich befand mich in einem wahren Teufelskreis. Auf irgendeine Art und Weise — ich könnte heute nicht mehr sagen wie — fand ich dann doch den Schlaf, und die Auswirkungen verschwanden. In diesem Zustand konnte ich natürlich nicht mehr arbeiten. «Arbeiten» hing mir ohnehin zum Hals heraus und ich kündigte.

In der Drogenhölle

Nun vermochte mich nichts anderes mehr zu interessieren als das Gift. Eines Tages brachte mein Bruder LSD mit nach Hause. Bisher hatte ich diese Droge noch nie genommen. Wir beschlossen, einen recht gemütlichen Abend zu veranstalten. Wir machten es uns alle in der Stube bequem. Kerzenlicht erleuchtete den Raum. Gespannt harrten wir der «Dinge», die da kommen sollten, beziehungsweise die wir erfahren würden. Mein Bruder schlug vor — weil es das erste Mal war —, uns mit einer Viertelportion zu begnügen. Erwartungsvoll schluckten wir das Zeug. Zuerst dachte ich: «Das fährt nicht ein!» Doch plötzlich fing es an. Alles begann sich zu bewegen. Überall erschienen verschiedene Muster und Farben. Es fällt mir schwer, dies zu beschreiben. Ich weiss nur noch, dass die Auswirkungen sehr stark waren. Als endlich alles vorbei war, fiel mir ein Stein vom Herzen.

Mit mir ging es nun aber deutlich bergab. Ich konnte nicht mehr arbeiten. Jedoch brauchte ich dringend Geld, um mir den «Stoff» zu besorgen. So häuften sich die Schulden. Schliesslich schreckte ich sogar vor Diebstahl nicht zurück.

Schwanger

Da lernte ich einen Mann kennen. Ich war zwar nicht in ihn verliebt. Trotzdem schloss ich mich ihm an, dies aus dem einfachen Grund, weil ich mich sehr einsam fühlte. Ungefähr zwei Monate später merkte ich, dass ich schwanger war.

Diese Entdeckung machte mich übergücklich. Endlich würde ich jemanden haben, der immer zu mir gehörte! Sofort begann ich Arbeit zu suchen. Ich brauchte ja Geld für mein Kind und für mich. Von diesem «Freund», durch den ich schwanger wurde, wollte ich nichts mehr wissen. Er fand schnell Trost bei einer anderen. Von Alimenten, die er hätte bezahlen müssen, sah ich nie etwas. Ich aber wollte ein gesundes Kind zur Welt bringen und brachte es irgendwie fertig, während der Schwangerschaft ohne Droge auszukommen.

Während dieser Zeit zog ich zu meinem älteren Bruder, der mit seiner Freundin zusammenlebte. Eines Tages zerstritten sie sich. In der Folge schlug mir diese Freundin dann vor, mit ihr eine Wohnung zu beziehen. Wir fanden eine Viereinhalb-Zimmer-Wohnung zu einem Mietpreis von 1300 Franken. Ich kann heute nicht mehr sagen, wie ich damals diese Wohnung mitfinanzieren half. Ich befand mich zu jenem Zeitpunkt im achten Monat und arbeitete nicht mehr. Alles sah danach aus, als sollte mein Kind ein Christkind werden. So bereitete ich Mitte Dezember alles vor und packte mein Köfferchen. Am 22. Dezember, morgens um vier Uhr, wurde ich von äusserst starken Wehen geweckt. Ich telefonierte ins Spital, doch sagte man mir, ich solle noch warten. Glücklicherweise kam mein Vater und verbrachte den Tag mit mir. Um 16.30 Uhr waren die Wehen nicht mehr auszuhalten. Mein Vater fuhr mich ins Spital. Um 21.00 Uhr erblickte der süsseste Junge, den es gibt, das Licht der Welt! Sieben Tage später holte mich mein Vater ab

und brachte mich wieder in meine Wohnung. Dort fühlte ich mich leer, weil kein Vater mehr da war.

So suchte ich wieder Trost im Gift. Meine Freundin brachte mir den «Stoff» mit. An diesem Tag verabreichte sie mir den ersten «Schuss». Von diesem Tage an fixte ich nur noch.

«Schuss» und Hustentropfen

Ich fixte ohne Unterbruch. Wenn ich kein Geld hatte, nahm ich Hustentropfen. Ich wollte einfach jeden Tag «zu» sein. Nach sechs Wochen sah ich ein, dass es so nicht weitergehen konnte und fing wieder an zu arbeiten. Jetzt begann für mich ein rechter Stress: Um fünf Uhr aufstehen, das Kind in die Krippe bringen, um sieben Uhr Arbeitsbeginn. Nach Feierabend begab ich mich in der Regel zuallererst zur Apotheke, um mir den Nachschub an Hustentropfen zu sichern. Ich merkte, dass mein Körper dies inzwischen dringend brauchte. Mein Kind kam erst an zweiter Stelle. In diesem Zustand kann man ohnehin nicht mehr recht für ein Kind sorgen. Das Gift trieb auch meine Freundin und mich langsam auseinander. Zudem besaßen wir kein Geld mehr, die Wohnungsmiete zu bezahlen. Wieder einmal suchte ich nach einer neuen Unterkunft und fand eine Zwei-Zimmer-Wohnung. Ich suchte unser neues Heim so behaglich, wie es unter diesen Umständen möglich war, einzurichten. Seit langem empfand ich wieder einmal eine gewisse Zufriedenheit. Mein Söhnchen und ich lebten nur für uns.

Ich nahm jetzt «nur» noch Hustentropfen, allerdings etwa drei bis vier Flaschen am Tag.

Es läutete. Vor der Tür stand meine Schwägerin mit ihrem neuen Freund. Sie fragten, ob sie vielleicht zwei Nächte bei mir schlafen könnten. Ich liess sie herein. Natürlich zogen sie nach zwei Tagen nicht weiter, sondern blie-

ben einfach hier. Später tauchten noch meine beiden Nefen auf, und schliesslich gesellte sich auch einer meiner Brüder samt Freundin zu uns. Nun wohnten fünf Erwachsene und fünf Kinder in dieser Zwei-Zimmer-Wohnung. Ich fing wieder an zu fixen. Da ich aber knapp an Geld war, nahm ich Kredite im Gesamtbetrag von 40 000 Franken auf. Dieses «Vermögen» verbrauchte ich ausschliesslich dafür, mir das nötige Gift zu besorgen. Eines Tages wurde es mir zu bunt. Ich hielt den Lärm und die stete Unruhe, verursacht durch die vielen Menschen in der kleinen Wohnung, einfach nicht mehr aus. Zudem blieb mir ja zum Schlafen nur noch ein kleines Plätzchen auf dem Boden. Ich sehnte mich danach, mit meinem Sohn allein zu sein. So packte ich wieder einmal meine sieben Sachen zusammen und ging fort, allerdings ohne zu wissen wohin.

Ich rief meine Mutter an und fragte sie, ob sie mein Kind für eine Nacht zu sich nehmen würde. Sie lehnte ab. Meine Mutter war inzwischen tablettensüchtig geworden und besass die Nerven nicht, ein Kind zu ertragen. Gott sei Dank konnte ich mein Söhnchen zu einer Freundin bringen. Ich selber schlief mal da, mal dort, gerade wo es ging. Eines Tages vernahm ich durch meine Mutter, dass mein Bruder Selbstmord verübt hatte. Kurz nachdem ich aus meiner kleinen Wohnung ausgezogen war, tauchte dort die Polizei auf, verhaftete die anderen und brachte sie ins Gefängnis.

Aufgrund dieser Nachricht beschloss ich einen Versuch zu wagen, mit dem Gift aufzuhören. Ich wollte nicht so enden wie mein Bruder.

Entziehungsversuch

Zusammen mit meinem Sohn fand ich bei einer Kollegin Unterschlupf. Ich war jetzt 23 Jahre alt. Zum damaligen Zeitpunkt fixte ich nicht mehr, sondern nahm wieder ein-

mal «nur» noch Hustentropfen. Nun wollte ich mit dem Entziehungsversuch ernst machen. Es war entsetzlich! Sieben Tage lang erbrach ich nur Galle. Schreckliche Schmerzen stellten sich ein. Man kann das gar nicht recht beschreiben. Während dieser Woche verlor ich sieben Kilogramm an Gewicht. Nach diesem Entzug bewarb ich mich um Aufnahme in eine Drogenklinik. Meinen Sohn konnte ich aber nicht mitnehmen. Einen Tag vor meinem Eintritt in die Klinik brachte man ihn in das Kinderheim der Heilsarmee in Mettmensstetten. Daraufhin heulte ich den ganzen Tag. Ich fühlte mich einsam und elend wie noch nie.

Zuerst verbrachte ich zwei Wochen in der psychiatrischen Abteilung für weitere Entzugsbehandlungen. Grundsätzlich gefiel es mir dort. Ich hatte zumindest ein Bett und zu Essen. Nach diesen zwei Wochen wurde ich in die eigentliche Drogenklinik zurückverlegt. Wir waren drei Frauen und dreizehn Männer, die sich der Kur unterzogen. Die Hausregeln waren ziemlich streng: Wir durften keine Post empfangen und überhaupt nichts haben; nicht einmal meinen Kleinen durfte ich sehen. Ich hatte so schreckliches Heimweh nach ihm, dass ich es nach fünf Wochen nicht mehr aushielt.

Flucht

So riss ich aus. Mitten in der Nacht schlich ich mich aus der Klinik. Es war stockdunkel. Der Weg führte mich durch einen finstern Wald. Beklommenen Herzens ging ich weiter. Endlich entdeckte ich in der Ferne einige Lichter, und mir wurde schon wohler. Autos sausten an mir vorbei. Ich versuchte per Autostopp mitgenommen zu werden. Tatsächlich hielt ein Wagen an. Der Fahrer entpuppte sich als junger Bursche. Er fragte mich erstaunt, was ich hier draussen denn treibe. Ich erzählte ihm irgendeine Geschichte

von einem Bruder, den ich besucht hätte. Dann fragte ich ihn, ob er mich mitnehmen würde und ob er einen Schlafplatz wüsste, wo ich die Nacht verbringen könnte. Er liess mich einsteigen und fuhr los. Bald einmal langten wir an seinem Ziel an. Hier wohnten seine Kollegen, klärte er mich auf, und hier könne ich sicher vorerst einmal auch bleiben. Ich trat ein und – traute meinen Augen nicht: Eine richtige Hasch-Party war in vollem Gange! Sehr schnell fiel ich wieder in mein altes Leben zurück.

Das alte Leben geht weiter

Während ungefähr vier Tagen blieb ich in diesem Haus. Dann dämmerte mir, dass ich mich irgendwo melden sollte. Ich wollte es nicht soweit kommen lassen, dass die Polizei mich suchen musste. Doch zuallererst fuhr ich ins Kinderheim zu meinem Sohn. Der starrte mich entfremdet an und kannte mich nicht mehr. Wie weh tat mir dies! Doch plötzlich schien er sich meiner wieder zu erinnern und fiel mir um den Hals. Wir heulten beide.

Nun fuhr ich jeden Samstag zu ihm ins Kinderheim. Diese Samstage waren für mich die schönsten Tage der Woche!

In Zürich besass ich keinen festen Wohnsitz. Ich strich um den Bahnhof herum und übernachtete im Wartsaal. Zu jener Zeit nahm ich pro Tag fünf Flaschen Hustentropfen ein. Von Arbeiten konnte keine Rede sein. So blieb mir nichts anderes übrig, als um Geld zu betteln. Mein Tagesablauf sah ungefähr folgendermassen aus: Geld auftreiben, «Stoff» beschaffen und dann den restlichen Tag auf der Gasse herumstreichen. Gegen Abend suchte ich irgendeinen Nachtclub auf, den ich aber um drei Uhr morgens verlassen musste. Also suchte ich mir eine Telefonkabine, um dort etwas zu schlafen. Um fünf Uhr morgens schleppte ich

mich in den Wartsaal des Hauptbahnhofes und schlief dort weiter. Sehr oft führte die Polizei dort Razzien durch und nahm alle, die da schlafen wollten, einfach mit. Manchmal schlief ich auch wieder mit Männern. Dies ekelte mich aber jedesmal an. Ich tat es trotzdem, nur um Geld zu bekommen oder mich wieder einmal gründlich duschen zu können. Was tut man nicht alles, um zum «Stoff» zu kommen! Aber jeden Samstag fuhr ich ins Kinderheim. Ich wollte meinen Sohn nicht im Stich lassen. Er war im Kinderheim zwar sehr gut aufgehoben. Aber das fromme Gehabe der Leiter und Helfer regte mich auf. «Hoffentlich», dachte ich, «bleibt bei meinem Sohn nichts davon zurück!»

Eine erste Wende

Eines Tages setzte ich mir in den Kopf, Zürich zu verlassen. Was sollte ich denn auch in Zürich? Ich hatte ja niemanden! Es war nachts um 24 Uhr. Ich hatte Heroin, Hasch und sehr starke Schlaftabletten zu mir genommen und war total «zu». Ich stand an einer Ausfallstrasse und hoffte, per Autostopp wegzukommen. Nach etwa einer halben Stunde hielt ein Wagen an. Der Fahrer fragte mich, wo ich hinwolle. «Einfach weg», lautete meine Antwort. «Wollen Sie nicht zu mir kommen und etwas trinken?» fragte er wieder. Schon wieder einer, der mit mir ins Bett will, dachte ich. Was soll's. Es war kalt, und ich war froh, in die Wärme zu kommen, und willigte ein.

Dann aber verstand ich überhaupt nichts mehr. Als dieser Herr mich in seine saubere und heimelige Wohnung führte, wurde ich von seiner Frau liebenswürdig empfangen. Tatsächlich stellten sie mir noch einen guten heissen Kaffee vor. Während ich an der Tasse nippte, redeten sie von einem Kind. Irgendwie kam ich dann in ein Bett und

schief tief und lange. Als ich wieder erwachte, war bereits heller Tag.

Die ganze Familie hatte sich um mein Bett versammelt. Ich musste wohl sehr erstaunt dreingeblickt haben, erkannte dann aber den Mann, der mich in der vergangenen Nacht in seinem Wagen hierher gefahren hatte. Er erklärte mir, dass sie Offiziere der Heilsarmee seien. Für mich wurde ein Zimmer hergerichtet, und während einer Woche durfte ich bei ihnen bleiben.

Diese Heilsarmee-Leute nahmen sich meiner liebevoll an. Vor allem schienen sie entschlossen zu sein, mich vom Gift wegzubekommen. So fragte mich der Kapitän einmal im Laufe eines Gesprächs, ob ich nicht bereit wäre, zu einer Heilsarmee-Familie in die Berge zu fahren. Dies gäbe mir Gelegenheit, Zürich und die Drogenszene zu verlassen. Der Gedanke, von Zürich wegzukommen, schien mir bestechend. Dass aber die Familie, die mich aufnehmen wollte, auch zur Heilsarmee gehörte, passte mir gar nicht. Schliesslich willigte ich doch ein, beteuerte aber mit allem Nachdruck, dass ich nie auch nur einen Fuss in die Kirche oder in einen Gottesdienst setzen würde.

Ein unerbittlicher Kampf

Der Kapitän brachte mich zu dieser Familie, die in einer der schönsten Berggegenden unseres Landes wohnt. Als wir dort ankamen, regte ich mich gleich auf, weil es dort nichts anderes als Frauen zu geben schien. Das Leben war langweilig. Ich sass herum und wusste nicht was tun. Das Schlimmste von allem aber war, dass die Entzugserscheinungen wieder auftraten. Ich hielt es genau drei Tage lang aus und floh dann bei Nacht und Nebel nach Zürich. Dort fing das alte Lied wieder an. Doch der kurze Aufenthalt bei diesen zwei Heilsarmee-Familien zeigte mir, dass das

Leben auch anders aussehen könnte. Mit ihrer Hilfsbereitschaft und ihrem freundlichen Wesen legten sie den Samen einer leisen Hoffnung, was mir damals allerdings kaum bewusst wurde, in meine Seele.

Immerhin entschloss ich mich nach vier Tagen Gassenlebens, mich bei den Heilsarmee-Offizieren in Zürich zu melden. Die Familie aus Schwanden hatte bereits telefoniert und wartete auf Nachricht von mir. Ich liess sie wissen, dass ich noch einmal vorbeikäme, aber nur, um meine Effekten abzuholen. Die Fahrten nach Schwanden und wieder nach Zürich legte ich per Autostopp zurück.

Mit mir wurde es jeden Tag schlimmer. Ich sank tief und tiefer in den Schmutz der Sünde, bis ich eines Tages feststellen musste, dass ich überhaupt nichts mehr besass als die Kleider auf meinem Leib.



*Jeannette
Eschbach-
Schneider und
ihr Söhnchen
Pascal*

In meiner Verzweiflung, und fast instinktiv, begab ich mich per Anhalter nach Schwanden, um jener Heilsarmee-Familie einen Besuch abzustatten. War es eine leise Hoffnung, die mich dazu trieb? Jedenfalls musste ich mir eingestehen, dass diese Leute sehr nett zu mir waren und dass mir diese Atmosphäre der frischen und sauberen Liebe

wohltat. Zu meinem Leidwesen konnte ich nur drei Tage bleiben, weil die Familie nach Spanien fuhr. «Wenn Ihr zurückkommt, möchte ich für immer bei euch bleiben», versprach ich. «Einverstanden», lautete die Antwort, «aber nur, wenn du es ernst meinst!» Ich fuhr einstweilen nach Bern und lernte dort prompt wieder einen Mann kennen, bei dem ich fünf Wochen lang blieb. Ich fand Arbeit in einem Restaurant und begann zu trinken. Ich trank von morgens bis abends. Langsam entwickelte ich mich zur ausgesprochenen Alkoholikerin. Doch irgendeinmal gab es einen Lichtblick. Ich erkannte deutlich meinen verkommenen Zustand und begann von diesem Sch...leben genug zu haben. Ich konnte mich selber nicht mehr ausstehen. Ausgemergelt und in geschwächtem Zustand begab ich mich nach Schwanden zu «meiner» Familie.

Der Neuanfang in Schwanden war sehr hart. Ich hatte äusserst Mühe, mich den Menschen und Umständen anzupassen. Vierzehn Tage nach meiner Rückkehr nach Schwanden fuhr die Familie zu einem Kongress nach Bern, wo das hundertjährige Bestehen der Heilsarmee gefeiert wurde. Ich fuhr nur mit, weil die Familie mich unter keinen Umständen allein lassen wollte. In dieser wogenden Menschenmenge fühlte ich mich aber gar nicht wohl. Ein Mädchen, dem ich dort von ungefähr begegnete, meinte, ich hätte so gelbe Augen, dies wäre ein sicheres Zeichen, dass Gelbsucht im Anzug sei. Am nächsten Tag bestätigte der Arzt die Richtigkeit dieser Vermutung. Ich lag acht Wochen lang krank im Bett. Nun konnte ich an den Samstagen nicht einmal zu meinem Jungen fahren.

Dies allein machte mich schon wütend. Zudem passte es mir überhaupt nicht, dass die Familie mich umsorgte und mir sogar gab, was ich etwa benötigte. Mein Verhalten war unausstehlich. Eines Tages lag auf dem Tisch das Buch von Wilhelm Busch: «Jesus unser Schicksal». Ich versorgte es in den Schrank. Am nächsten Morgen lag es wieder auf

dem Tisch. Und wieder räumte ich es weg. So ging das etwa vier Tage lang. Ich wusste sehr wohl, dass der Herr des Hauses das Büchlein immer wieder auf den Tisch legte. Natürlich erkannte ich auch die in dieser Geste verborgene Aufforderung, das Buch zu lesen. Ich las es nie.

Als ich wieder gesund wurde, durfte ich endlich ins Kinderheim fahren, um dort meinen Sohn zu besuchen. Meine Betreuer besorgten mir eine Fahrkarte nach Mettmensstetten – aber nicht über Zürich, sondern über Zug. Das weckte schon wieder meinen Unmut. Aus Trotz stattete ich Zürich einen Besuch ab. Meine Betreuerin fand später das Tram-



*Jeannette
arbeitete
in einer
Schreinerei*

billett. Da wusste sie alles. Sie war zutiefst über mich enttäuscht und traurig. Aber gerade durch ihre so grosse Traurigkeit dämmerte es mir langsam, wie sehr diese Menschen sich eigentlich um mich sorgten und wie selbstlos sie mich liebten. Da empfand ich zum erstenmal ein ausgesprochen schlechtes Gewissen und beschloss, nicht mehr über Zürich ins Kinderheim zu fahren. Ich wollte mich auch etwas umgänglicher zeigen und begleitete die Familie dann und wann zu den Gottesdiensten der Heilsarmee. Irgendwie fing ich auch an, mich für die Lebensweise dieser Leute zu interessieren. Sie waren ja alle so lieb zu mir! So etwas kannte ich einfach nicht. Langsam erwachte in mir der Wunsch, mich für all die Freundlichkeiten dankbar zu erweisen und die mir entgegengebrachte Liebe zu erwidern.

Endlich Durchbruch zum Sieg

Ich erinnere mich noch deutlich an den Tag, an dem die Familie ein Gespräch über ein Buch führte, welches von der Entrückung handelt. Diesem Gespräch entnahm ich, dass Jesus auf die Erde zurückkehren wird, um diejenigen zu sich zu holen, die an ihn glauben. Das Buch selber wollte ich auf keinen Fall lesen. Doch liess mich die ganze Angelegenheit nicht mehr in Ruhe. Jeden Morgen, wenn ich aufwachte, galt mein erster Gedanke der Frage, ob die Entrückung wohl schon stattgefunden habe. Ein paar Tage später holte ich das Buch hervor und las es in einem Zuge durch. Am Abend eröffnete ich meinen Freunden, dass ich am nächsten Tag den Kapitän aufsuchen und mit ihm über mein bisheriges Leben reden wolle. Mir wurde klar: Wenn ich jetzt sterben müsste, wäre ich fürs ewige Leben verloren! Mir war gar nicht wohl zumute.

Am nächsten Tag ass ich vor Aufregung ein ganzes Kilo-gramm Mandarinen, bevor ich den Heilsarmee-Offizier aufsuchte. Dann sass ich ihm gegenüber. Ich brachte kein Wort heraus. Schliesslich stotterte ich, er möge doch für mich beten, da ich nicht wisse, was sagen. Doch Jesus war auch da und öffnete mein Herz und meinen Mund. Ich durfte alle meine Sünden bekennen. Ich bat Gott um Vergebung. Ich übereignete ihm mein Leben, das heisst, ich bat Gott, von nun an das Steuer meines nun neuen Lebens zu übernehmen. Im Glauben nahm ich Gottes Vergebung an. Da kam eine vollkommene Ruhe über mich. Ich wusste, dass ich jetzt Jesus angehörte.

Mein Leben sah nun wieder ganz anders aus. Jesus half mir einen Arbeitsplatz in einer Schreinerei zu finden. Am Anfang fiel es mir sehr schwer, wieder zu arbeiten. Doch in den drei Jahren, seit ich dort tätig bin, habe ich mich gut eingewöhnt.

Allerdings ging auch das neue Leben nicht ohne Rückfälle ab. Doch wurden diese seltener, und ich ging aus jeder Prüfung gestärkt hervor.

Nur eines hielt mich noch gefangen: das Rauchen. Ich versprach Jesus, damit aufzuhören. Aber ich brachte es einfach nicht fertig, so sehr ich dies auch wünschte. So rauchte ich heimlich, während ich gleichzeitig allen sagte, dass ich damit aufgehört hätte.

Eines Tages musste ich mich einer Operation unterziehen. Jetzt erst wurde deutlich, wie sehr ich meinen Körper durch all die verschiedenen Drogen geschwächt hatte. Aber dann durfte ich erleben, dass sich mein Körper von all dem Gift, das ich ihm hatte zukommen lassen, reinigte. Das betrachte ich als ein Wunder, das Jesus an mir getan hat.

Nur mit dem Verzicht auf das Rauchen wollte es einfach nicht klappen. Im November 1982 wurde ich als Heilssoldatin eingereiht – und rauchte heimlich immer noch. Aber nicht mehr lange! Etwa drei Wochen später wurde mir neu



klar, dass meine eigenen Anstrengungen nichts fruchteten. Ich konnte nicht einfach aufhören. Jesus musste ein weiteres Wunder tun und mich davon befreien. Er tat es!

Seit dem November 1985 bin ich auch frei von finanziellen Schulden. Wohl gibt es noch Zeiten, in denen ich merke, wie sehr Satan mich ins alte Leben zurückreißen möchte. Dies sind Zeiten der Anfechtung, und eine innere Unzufriedenheit möchte sich dann jedesmal meiner bemächtigen. Doch weiss ich ja, bei wem ich Zuflucht suchen darf: Bei Jesus, meinem Erlöser! Ich habe erlebt, dass nur Jesus frei machen kann. Nun bete ich jeden Tag für meine Familie und glaube, dass Jesus auch sie aus dem Elend der Sünde befreien kann.

Schliesslich wohnte ich in meiner eigenen Wohnung. Wenn ich frei hatte, durfte ich mein Söhnchen zu mir nehmen. Inzwischen bin ich auch glücklich verheiratet. Ich kann Jesus nicht genug danken für das neue, wunderbare Leben, das er mir geschenkt hat.

*Herausgegeben von der Redaktion der Heilsarmee
Nationales Hauptquartier
Laupenstrasse 5
Bern*

Druck: Graf-Lehmann AG Bern

*Wünschen auch Sie eine
Wendung in Ihrem Leben?*

*Wenden Sie sich im Gebet
an Gott. Bekennen Sie ihm
Ihre Sünde und bitten Sie
ihn um Vergebung. Wenn
Sie aufrichtig sind, dürfen
Sie glauben, dass Gott, auf
Grund des Sühnetodes Jesu
Christi am Kreuz von
Golgatha, Ihnen vergeben
und Sie als sein Kind ange-
nommen hat. Brauchen Sie
Hilfe? Wenden Sie sich an
die nächste Heilsarmee.*